

in: Heike Kahlert/Barbara Thiessen/Ines Weller (Hg.): Quer denken – Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen; VS-Verlag 2005

Susanne Baer, Berlin

Geschlechterstudien/Gender Studies: Transdisziplinäre Kompetenz als Schlüsselqualifikation in Wissensgesellschaften

Die Idee, so formulierte der Wissenschaftstheoretiker Immanuel Kant 1798, den „Inbegriff der Gelehrsamkeit (eigentlich die derselben gewidmeten Köpfe) gleichsam fabrikenmäßig, durch Vertheilung der Arbeiten“ zu behandeln, lasse annehmen, dass die Organisation der Universitäten kein Zufall sei, sondern dass die Regierung „schon durch ihr eignes gefühltes Bedürfniß (vermitteltst gewisser Lehren auf das Volk zu wirken)“ erst Theologie (die göttliche Ordnung), dann Recht (die menschliche Ordnung), dann Medizin (der Erhalt des Menschen) etablierte (Kant 2003: 21, 25). Seitdem hat sich viel verändert. Nicht die Regierung, sondern diejenigen, die Drittmittel geben, formen Wissenslandschaften immer einflussreicher aus. Daneben steht das „Bedürfniß“ des globalisierten Arbeitsmarktes, in dem Wissensvermittlung dazu dienen muss, konkurrenzfähigen Nachwuchs zu ermöglichen. Insofern ist auch heute weder die Organisation der Disziplinen noch die Organisation der Geschlechterstudien dem Zufall überlassen. Auf wen wir wie wirken wollen, entscheiden wir damit bewusst.

Die Arbeitsteilung innerhalb der Geschlechterstudien ist anders strukturiert (oder will dies jedenfalls sein) als die historisch gewachsene Trennung von Aufgaben nach Fächern. Gender Studies versuchen, „transdisziplinär“ zu arbeiten.¹ Was ist und was kann diese Transdisziplinarität vor dem Hintergrund von Drittmittelprägung und Arbeitsmarktorientierung, also heutiger bildungs- und wissenschaftspolitischer Diskussionen? Von Interesse sind Anwendungsbezüge, von Bedeutung sind neuerdings Schlüsselqualifikationen. Ist Transdisziplinarität eine solche? (dazu Thiessen in diesem Band; i.Ü. Baer in ZtG 2004:119). Im Zuge der Reformen steigern die Hochschulen die Verwertbarkeit und Verwertung der Forschung. Funktioniert das auch bei transdisziplinären Studien? Hochschulen suchen auch nach einer Fokussierung

¹ Selbstbeschreibungen schwanken zwischen inter- und transdisziplinärer Arbeit; der Studiengang an der Humboldt-Universität zu Berlin nennt sich ebenso wie das ihn beherbergende Zentrum „transdisziplinär“, www.gender.hu-berlin.de. S.a. Kahlert 2001; Baader 1998:37.

der Lehre, um Menschen durch Wissenschaft für das Berufsleben zu befähigen. Wozu genau befähigt transdisziplinäre Kompetenz? Die Frage nach der Transdisziplinarität der Geschlechterstudien ist also von großer Bedeutung – aus theoretischen und aus praktischen Gründen (ZtG 2004: 93ff.).

Nachdenken über Transdisziplinarität als Schlüsselqualifikation erzwingt ein (kurzes) Nachdenken über Disziplinen (unter 1.) eingedenk der spezifischen Positionen der Gender Studies (2.). Dann können Gehalte transdisziplinärer Kompetenz (3.) und deren Grenzen (4.) genauer ausgelotet werden. So lässt sich für heutige Wissensgesellschaften bestimmen, inwiefern transdisziplinäre Kompetenz eine Schlüsselqualifikation darstellt (5.).

1. Disziplinen heute

Transdisziplinarität ist nur vor dem Hintergrund der ausgeprägten, historisch ebenso gewachsenen wie sich wandelnden Disziplinarität der Wissensorganisation zu verstehen (Laitko 1999: 21; Stichweh 1994; Foucault 1989: 418ff.; Ellwein 1997). Allerdings hat sich, so der Wissenschaftstheoretiker Mittelstraß, gute Forschung nie um Disziplinen gekümmert (Mittelstraß 1987: 152ff.). Insofern ist ein großer Teil unseres Wissens zwar der Disziplinarität, aber eben auch deren Überschreitung geschuldet. Beide Momente sind unverzichtbar. Disziplinen konstituieren sich selbst über das permanente Ausfransen ihrer Ränder (Laitko 1999: 31). Jedes Plädoyer für Inter- oder Transdisziplinarität läuft insofern immer Gefahr, „die“ Disziplinen zu überzeichnen, um sich dann deutlicher von „dem“ disziplinären Denken abgrenzen zu können. Das soll hier vermieden werden.

Disziplinen haben ihr Gutes. Sie sind zunächst – wie Kanones – Orientierungsleistung, insofern sie konsenterte Annahmen zur Verfügung stellen, mit denen sich weiter arbeiten lässt. Die Herstellung des Konsenses übernimmt das soziale System Wissenschaft selbst in mehr oder minder regelmäßigen Rezeptionsritualen.² Insofern sind Disziplinen dogmatisch, doch entlasten Dogmen eben auch davon, immer wieder erst Grundlagen für das gemeinsame Gespräch schaffen zu müssen. Es kommt darauf an, welche Dogmen akzeptiert und welche hinterfragt und erschüttert werden, und wie hermetisch oder offen das Dogma selbst konzipiert ist. Gerade die Gender

² Im Englischen ist von *invisible colleges* die Rede, aus Gender-Perspektive sicher auch von männerbündischen Rezeptionskartellen.

Studies üben sich in Erschütterungen, setzen dabei aber auch immer Teilbereiche letztlich disziplinären Wissens voraus.

Weiterhin stellen Disziplinen Methoden zur Verfügung. Sie müssen zwar immer wieder in Zweifel gezogen werden, sind aber doch auch erprobt. Auch diese Methoden nutzen – bei aller Kritik – die Geschlechterstudien, um die eigenen, wissenschaftskritischen, aber eben nicht unwissenschaftlichen Erkenntnisse zu produzieren.

Schließlich sind Disziplinen Orte für Ressourcen und für Identifikation. Die materiellen Bedingungen hält Sabine Hark für die wesentliche Triebfeder der wissenschaftstheoretischen Bewegungen in den Gender Studies überhaupt (Hark 2004: 95ff., nach Hochschild 1989). Ich gehe davon aus, dass daneben Interessen und immaterielle Momente der Identifikation mindestens ebenso wichtig sind. Wenn es heißt, in den Gender Studies habe bislang nicht die Möglichkeit bestanden, „ernsthaft“ transdisziplinär zu arbeiten (Hark 2004: 98), lässt sich dagegen anführen, dass die immer reichhaltiger vorliegenden Erkenntnisse zur Kategorisierung Geschlecht doch genau dem geschuldet sind: transdisziplinärer Arbeit. Diese ist vielfach außerhalb der Hochschulen und ohne das übliche Maß an Ressourcen geleistet worden, doch tut das einer Ernsthaftigkeit nicht zwingend Abbruch, sondern ist Ausdruck anhaltender Marginalisierung und Diskriminierung der Gender Studies.

Disziplinen sind nun allerdings auch ständig im Wandel, und auch das zeichnet sie positiv aus. „Die Wissenschaften erschüttern (...) beständig sicher geglaubtes Wissen und generieren neues Wissen.“ (Engel 2002: 11)³ Disziplinen sind keine starren Gebilde, sondern Oberbegriff für sich wandelnde Formen der Produktion und Distribution von Wissen. Es ist wichtig, Disziplinen als Orte in Bewegung zu begreifen, denn sonst lässt sich weder den Disziplinen gerecht werden noch Transdisziplinarität verstehen. Das wird besonders deutlich, wenn Forschung entlang der Kategorisierung Geschlecht disziplinär verortet wird. Einerseits handelt es sich dann zwar um Forschung, die transdisziplinär arbeitet. Andererseits handelt es sich aber auch um Forschung, die jedenfalls in Teilen methodisch auf bestimmte Weise gearbeitet hat,

³ Engel u.a. 2002 deckt die Unterschiede der disziplinären Annäherungen an das Wissensproblem auf: soziologisch die Herausforderung der Zukunft, wirtschaftswissenschaftlich die methodologische Abstraktion über Informationsökonomik zu Evolutorik (Anreize für neues Wissen?), politikwissenschaftlich die Problemgenese und -wahrnehmung, rechtswissenschaftlich die Verfahrensorganisation, kognitionspsychologisch die Unsicherheit, philosophisch die Begründung und Erkenntnis, kulturtheoretisch der Umgang mit (Un-)Wissen.

begrifflich an bestimmte Traditionen und damit Vorverständnisse anknüpft und die auf bestimmte Verwendungszusammenhänge hin orientiert ist. Damit ist diese Forschung zwar nicht disziplinär, aber doch disziplinär verwurzelt. Zur Disziplin gehört also Homogenität ebenso wie Heterogenität, Konsens ebenso wie Dissens. Disziplinen sind also immer auch ein wenig undiszipliniert.

Ein Ergebnis der undisziplinierten Arbeit in Disziplinen zeigt sich in den Disziplinen selbst. Sie haben sich in zahlreiche „Bindestrich-Fächer“ ausdifferenziert. Aber auch sonst ist heute beispielsweise „die“ Sozialwissenschaft nicht mehr die Soziologie der 50er oder 30er Jahre, was sich u.a. in der Soziologie der Geschlechterverhältnisse zeigt. Auch heutige Rechtswissenschaft ist zwar beständiger als viele andere Disziplinen, aber doch keinesfalls statisch. Sie ist mit einer Jurisprudenz, die weder Rechtssoziologie noch Rechtsethnologie, weder Rechtsanthropologie noch Rechtspolitik, weder (post)moderne Rechtstheorie noch die Verknüpfungen zwischen Recht und Psychoanalyse kannte, nicht mehr zu vergleichen. Und es entwickeln sich Disziplinen wie beispielsweise die Kulturwissenschaft, die es zu Zeiten Kants so nicht gab. Von außen wird dies allerdings nicht immer wahrgenommen (vgl. Baer 1998: 229ff.) und ist meist auch intern heftig umstritten.

2. Die Disziplinenfrage in den Gender Studies

Sind also Disziplinen in gewisser Hinsicht wertvolle Errungenschaften, fragt sich, wie genau die Gender Studies vor diesem Hintergrund beschaffen sind. Die Antwort hat eine wissenschaftstheoretische, also methodisch-inhaltliche Seite, und sie hat wissenschaftspolitisch-institutionelle Folgen, die hier vorrangig genannt seien.

In wissenschaftspolitischer Hinsicht steht hinter der Frage nach der Disziplinarität die Frage nach dem eigenen Status eines neuen Feldes. Sie ist typisches Merkmal der nicht etablierten Akteure in der Wissenschaft, also der von Metz-Göckel für die Frauenforschung diagnostizierten „integrativen Desintegration“ (Metz-Göckel 1993: 138). Erst der Nachweis eines Feldes, es sei selbst Disziplin, gilt als wissenschaftspolitische Existenzberechtigung; bislang lässt sich Wissen in die institutionelle Struktur deutscher Hochschulen daher auch nur disziplinär gefasst langfristig einbauen.⁴ Für die

⁴ Die Initiativen zu inter- oder transdisziplinärer Arbeit an Universitäten werden folglich in Zentren organisiert, die regelmäßig nur befristet arbeiten. Der damit einhergehende Gewinn auch an Planungs-Flexibilität wird um den Preis der prekären Situation erkaufte. Zum deutschsprachigen Raum in ZtG 2004, S. 160ff.; zu europäischen Programmen außerhalb

Geschlechterstudien stellt sich die Frage nach der eigenen Disziplinarität daher auch von Anfang an.

Diese Frage ist allerdings schon von der Vorgängerin, der Frauenforschung, aufgrund des wissenschaftskritischen Ausgangspunktes⁵ weithin ablehnend beantwortet worden. Die entsprechend wissenschaftskritische Positionierung der Geschlechterstudien erlaubt es nicht, sich schlicht als neue Disziplin zu etablieren; sie leben daher mit einer „disziplinären Paradoxität“ (nach Wendy Brown Hark 1999: 1, 5; Hark 2001). Gerade einige Merkmale, die Disziplinen ausmachen, sind hier Gegenstand der Kritik. Das gilt mit Blick auf soziokulturelle Strukturen wie die Rezeptionskartelle, die heute noch deutlicher als bisher Leistungsbewertungen prägen⁶, und es gilt für die Selbstreproduktion des Typus Wissenschaftler in üblichen Hochschulkarrieremustern und an traditionellen Lehrstühlen als den Orten, an denen in einer simulierten Kleinfamilie Kronsöhne herangezogen werden. Je stärker diese Strukturen erodieren, desto eher öffnet sich das Berufsfeld Hochschule auch den bislang „Anderen“. Umso eher wird es dann auch möglich sein, wissenschaftskritische Ausgangspunkte als Ausweis der Ernsthaftigkeit der eigenen, eben reflexiven Vorgehensweise zu akzeptieren. So weit ist die Entwicklung in Deutschland allerdings nicht gediehen.⁷

Die Kritik richtet sich nicht nur auf Wissenschaftsstrukturen, sondern auch auf methodische Prämissen wie die Rationalität oder Vernunft (Nagl-Docekal 1996; Lloyd 1985; Hausen/Nowotny 1986; Scheich 1996), die begrenzte Aussagekraft quantitativer Methoden in den Sozialwissenschaften oder auch die begrifflichen Prämissen kulturwissenschaftlicher Forschung (Braun/Stephan 2000, Hof/Bußmann 1995). Diese Kritik zielt auf Kanones, die den Disziplinen als konsentiertes Wissen zugrunde liegen, Definitionsmacht voraussetzen und den

Deutschlands ATHENA, Braidotti u.a. 2000; Griffin/Braidotti 2002; Stäheli/Torra-Mattenklott 2001.

⁵ Grundlegend für die deutsche Debatte war das Sonderheft der Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Frauenforschung oder feministische Forschung, 7 (11), mit dem Beitrag von Mies 1984.

⁶ Der „Impact-Faktor“ wissenschaftlicher Arbeit wird z.T. anhand der Zitierhäufigkeit und dem Ort von Publikationen gemessen, die jedoch von Zitier- und Publikationsbündnissen geprägt werden, solange insbesondere die anonyme Begutachtung nicht durchgängig realisiert ist.

⁷ Die verfassungsrechtliche Entscheidung, dass bundesrechtlich hier nicht gehandelt werden darf, verändert an der Sache nichts: Die Herausforderung liegt nun eben für die Landespolitik darin, Hochschulstrukturen zu schaffen, die wissenschaftliche Leistung und die Fähigkeit, diese zu vermitteln, und sonst nichts honoriert.

Ausschluss bestimmter Positionen in sich tragen (Mathes, Binswanger/Schnegg in ZtG 2004: 73, 77).

Gleichzeitig stellt sich gerade auch eingedenk dieser Kritik und eben aus wissenschaftspolitischen Gründen die Frage, was denn dann die Geschlechterstudien als wissenschaftliche Tätigkeit ausmacht. Das ist meines Erachtens im Kern die Frage nach der Fähigkeit, den Gegenstand „Gender“ transdisziplinär zu bearbeiten. Allerdings folgt auch schon aus der Bezeichnung des Gegenstandes nicht wenig. „Gender“ markiert als Fachterminus eine Sicht auf Geschlechter, die zunächst darum streitet, was diese genau ausmacht: die Biologie, die Erfahrung, die Zuschreibung, die Repräsentation, die Handlung, die Struktur usw.

Nun ließe sich die These aufstellen, Gender Studies betreibe also nur, wer bereit sei, diese Diskussion zu führen, wer also keine *eine* Definition von Geschlecht setze, sondern sich auf viele Definitionsversuche einlasse. Die Folge wäre, Gender Studies als Studien eines Gegenstandes zu kennzeichnen. Nicht kennzeichnend wäre dagegen Transdisziplinarität. Diese These ist jedoch aus mehreren Gründen nicht haltbar. Zum einen hat sich in der Geschichte der Geschlechterforschung gezeigt, dass gerade die transdisziplinären Reflexionen geeignet sind, Wissen zu revidieren und Unwissen zu beseitigen. Zum anderen wäre dann die Auseinandersetzung darüber ausgeschlossen, welche Deutung von Gender in welchem Erkenntnis- oder Anwendungszusammenhang mehr und welche weniger tragfähig und begründbar und insofern eher „richtig“, „wahr“, „plausibel“, „funktional“ oder eher „falsch“, „unwahr“, „unplausibel“ oder „dysfunktional“ ist.⁸ Beispielsweise wären Arbeiten zur Performativität des Geschlechts oder radikale Kritiken an biologischer Grundlagenforschung inakzeptabel, denn diese zielen ja gerade darauf, bestimmte Deutungen als „essentialistisch“ nicht zu akzeptieren. Umgekehrt gehörten dann auch diejenigen Arbeiten nicht zu den Gender Studies, die nachzuweisen suchen, dass der Körper für das Geschlecht von unverzichtbarer Bedeutung ist, oder dass soziale Strukturen Geschlecht materiell prägen oder dass Repräsentation die Ebene ist, auf der sich Geschlecht eigentlich konstituiert. Es gäbe dann also keinen Streit mehr um Differenz – aber ohne diesen fehlt auch eine

⁸ Alternativ ließe sich „Gender“ so gehaltvoll definieren, dass der begriffliche Bezug mehr erzeugt als eine assoziative Verbindung zueinander. Das erscheint wenig hilfreich, da dann Gegenstände und Methoden ineinander fallen, die zumindest begrifflich produktiv auseinander zu halten sind.

entscheidende Ebene der wissenschaftlichen Reflexion. Gender wäre nur noch eine begriffliche Hülse für nebeneinander stehende, aber nicht konkurrierende Deutungen (einschließlich der Kritik an Deutungsmacht) – und damit würden Gender Studien der Beliebigkeit anheim fallen. Es ist eben nicht einfach Heterogenität, die Geschlechterstudien ausmacht. Gender Studies bieten mehr und müssen also auch mehr bieten als den gemeinsamen begrifflichen Bezug (anders Hark 1999: 5, 8, 10).

Die Suche nach der Gemeinsamkeit der Gender Studien, die über den Gegenstand Gender hinaus geht, ist ein schwieriges Unterfangen. In der Debatte um einen Kanon der Geschlechterstudien findet sich ein prototypischer und entsprechend fruchtbarer Ort, an dem diese Suche beginnt (ZtG 2004). Ein Kanon ist ebenfalls eine Vorkehrung gegen beliebiges Miteinander, also gegen nur heterogene Zugriffe auf einen Sammelbegriff. Auf den Kanon wird allerdings insbesondere in den Literaturwissenschaften sehr kritisch reagiert. Gerade literarische, aber auch kunsthistorische oder personengeschichtliche Kanones praktizieren bis heute die Privilegierung des Männlichen und des Weißen, des „Normalen“ (Binswanger/Schnegg in ZtG 2004; exemplarisch Hahn 1991; i.Ü. Wobbe 2003). In den USA wird daher bildungspolitisch das *rainbow curriculum* diskutiert, das mehr abbildet als nur die eine Kanonisierung. Aus ihr erwächst die Befürchtung, auch ein Kanon der Gender Studies würde die Gender-Frage auf bestimmte Methoden, Disziplinen oder Themen einschränken. Andererseits wird zur Kenntnis genommen, dass sich mittlerweile Kanones der Geschlechterforschung entwickelt haben. Es gibt Studiengänge, Forschungseinrichtungen, Publikationsreihen, Fachveranstaltungen, eine *scientific community*, Nachfrage nach Orientierung, „besten Texten“, *milestones*, also: nach Kanones. Kanonisierung entsteht in der Lehre, in Literaturlisten für Prüfungen, an denen sich Lehrende und Lernende orientieren können, in Verlagen und Bibliotheken, in denen Einführungsbände und Lexika zu „den“ Geschlechterstudien erscheinen und erworben werden sollen.

Mit diesen Praxen der Kanonisierung in den Geschlechterstudien gehen bislang auch Ausgrenzungen einher. Insofern bewahrheitet sich, was in den kritischen Literaturwissenschaften befürchtet worden ist. Auch hier lässt sich als Beispiel die Diskussion um den radikalen Konstruktivismus nennen, der eine physisch-materiale Geschlechtlichkeit als solche in Zweifel zieht, was aber die Forschung

in den Naturwissenschaften und der Medizin zu genetischen oder molekularen Geschlechterdifferenzen per se mit einem Pauschalurteil belegen würde, das so nicht haltbar ist (Palm in ZtG 2004: 99; allg. Fischer 2001). Derart unproduktive Ausgrenzungen sind in der Kanonbildung allerdings nicht zwingend. Das zeigen die Versuche, den Kanon anders zu gestalten als in den Disziplinen. Er ist in den Gender Studies tatsächlich meist umfangreicher, denn er listet theoretische Werke zu Gender im Kontext weiterer Kategorisierungen, zu Rahmenbedingungen von Geschlechterstudien und zu Gender in allen Disziplinen und Wissensfeldern auf. Eine Ordnung nach Disziplinen, Methoden oder Themen fällt schwer, weil sich diese durch Geschlechterstudien selbst wieder verändern. Die Kanonisierung der Geschlechterstudien folgt also anderen Prinzipien als jene in den „Disziplinen“. Das Besondere ist eben die Transdisziplinarität, die eine bestimmte Kompetenz voraussetzt und auch erzeugt.

Was also macht das transdisziplinäre Denken in Bezug auf „Gender“ aus? Welche Kompetenz wird erzeugt und erlangt, wenn Menschen so denken? Die Antwort auf diese Fragen lautet: transdisziplinäre Kompetenz.

3. Gehalte transdisziplinärer Kompetenz

Disziplinen sind als Orientierungspunkte und Konsensmodelle einerseits wertvoll und andererseits stets in Bewegung. Daher kann Transdisziplinarität nicht als schlichte Abkehr von Disziplinarität verstanden werden. Vielmehr handelt es sich um eine spezifische Formation methodischer Art, die positive Aspekte des Disziplinären achtet und den Wandel der Disziplinen durch übergreifende Arbeit vorantreibt (vgl. Baer 1999: 77; auch Groneberg in ZtG 2004, 103; Kahlert 2003). Transdisziplinär arbeiten bedeutet demnach, in produktiv kritischer Auseinandersetzung mit disziplinär gebundenen Methoden und Fragen an bestimmten Themen zu arbeiten.

Transdisziplinarität in den Geschlechterstudien ist damit eine Formation von Wissen – besser und tatsächlich: eine Konstellation von Erkenntnissuchenden – die sich etwas von dem unterscheidet, was andere als transdisziplinäre Arbeit definiert haben. Nach Jürgen Mittelstraß beruht interdisziplinäre Kompetenz auf disziplinärer Kompetenz, es handele sich in erster Linie um die „Rückgewinnung wissenschaftlicher Wahrnehmungsfähigkeiten“ (Mittelstraß 1987: 154f.), und Interdisziplinarität sei eigentlich Transdisziplinarität „im

rechtverstandenen Sinne“ (Mittelstraß 1987: 156), wird aber auch als „integrationorientierte Interdisziplinarität“ bezeichnet (Mittelstraß 2003), weil sie die Einheit der Wissenschaft wieder herstelle. Dem kann sich die feministische Wissenschaftskritik und damit die Definition von Transdisziplinarität der Geschlechterstudien kaum anschließen. Schon die Einheitsvorstellung zur Wissenschaft trägt bereits Elemente in sich, die typisch exklusionslastig das prägen, was Wissenschaft so problematisch gender-blind werden ließ (Nagl-Docekal 1996). Interdisziplinarität ist vielmehr das möglichst produktive und, so Hark, „machtempfindliche“ (Hark 1999: 12) Zusammenspiel der Disziplinen, während Transdisziplinarität wesentlich auf Kritik und Reflexivität beruht. Es sprengt zwar die Disziplinen nicht (Mittelstraß 1998: 45, 85), aber es verschiebt deren Deutungen und Bedeutung.

Damit sind die ersten Gehalte transdisziplinärer Kompetenz sichtbar. Zum einen vermittelt und fordert transdisziplinäre Arbeit eine erkenntnisorientierte methodische Kompetenz als wissenschaftliche Handlungskompetenz. Zum anderen erzeugt das eine anwendungsorientierte, also im engeren Sinne praktische Handlungskompetenz (Thiessen in diesem Band). Die erstgenannte wissenschaftliche Handlungskompetenz realisiert sich praktisch in mehreren Schritten.

Ein Schritt ist die Klärung des Erkenntnisgegenstandes im Hinblick auf Interesse und Status in der Disziplin oder ausweislich der Fragestellung und Arbeit, aus der die unterschiedlichen Forschenden kommen. Dabei muss die Disziplin eingedenk der feministischen Wissenschaftskritik als ein Ort verstanden und gekennzeichnet werden, der kulturell, sozial und erkenntnistheoretisch kontingent ist, und neben den Disziplinen sind die Positionierungen zu berücksichtigen, die vielleicht nicht den Status der Disziplin haben, aber doch systematisch an bestimmten Gegenständen arbeiten.

Ein weiterer Schritt ist die „wechselseitige Plausibilisierung der disziplinären Bedeutungen der gewählten Kernbegriffe“ als Vorstufe (Engel 2002: 13), die im Feld eine Rolle spielen. Hier liegt nach wie vor die größte Gefahr für Missverständnisse, Unproduktives und Beliebigkeit. Zu beachten ist wohl, dass sich nur in Auseinandersetzungen mit anderen erkennen lässt, welche eigenen Begriffe erklärungsbedürftig sind, und dass Erklärungen sich deutlich von Belehrungen unterscheiden müssen. Das unterscheidet sich von einer

Vorstellung der Disziplin, die an die Denkfähigkeit einer Person gebunden ist (Laitko 1999: 33).

Noch ein Schritt ist die Erläuterung und kritische Reflexion des je eigenen methodischen Zugriffs auf das Feld hinsichtlich der Potenziale und auch Grenzen. Dazu bedarf es erkenntnistheoretischer Kenntnisse und Interessen ebenso wie der Bereitschaft, die Erklärungskraft der eigenen Erkenntnisse zu relativieren.

Dann folgt der Schritt der gemeinsamen Arbeit, die allerdings sinnvoll nur in ständiger Reflexion der bereits ausgetauschten Informationen erfolgreich betrieben werden kann. Transdisziplinäre Kompetenz beinhaltet damit, so Sabine Kock, die „Darstellung der Gleichzeitigkeit heterogener und kontroverser Diskurse“ (in ZtG 2004: 86; ähnlich Heinz/Thiessen 2003). Hier liegen auch die Momente, in denen sich das verändert, was die ersten Schritte ausmachte: die eigene Begrifflichkeit und der eigene methodische Zugriff. Daher sind die Schritte hier keine einmaligen oder nur gerade fortschreitenden Bewegungen, sondern eher Teil eines Tanzes, in dem auch Schrittfolgen variieren können. Zum Bild des Tanzes als einer wechselnden Bewegung zu Tönen passt es dann auch, wenn *queer theory* nicht zuletzt bestimmte Bewegungen signalisiert, wenn die *voices* große Bedeutung haben, die hier gehört werden, und wenn transdisziplinäre Forschung als Forschung im Wandel begriffen wird, in der sich laufend die Fragestellung bzw. der Gegenstand und auch die Herangehensweise oder Methode ändern kann.

Mit dieser kurzen und praxisorientierten Beschreibung ist auch angedeutet, welche Herausforderungen im Forschungsprozess mit Transdisziplinarität verbunden sind. In den Geschlechterstudien hat sich gezeigt, dass die übergreifende Bezugnahme auf Gender – als Kategorisierung, als Strukturmerkmal, als Geschlechtscharakter usw. – immer wieder zu Klärungen zwingt, an denen alle Beteiligten gleichermaßen interessiert sind, um sich dann mit genauerem Fokus wieder dem Gegenstand zuwenden zu können, wo Interessen oft unterschiedlich gewichtet sein werden, was Forschung wesentlich prägt. So hat die Auseinandersetzung der Geschlechterstudien mit den Themen „Blut“, „Geld“ oder „Körper“ für die einen sofort großen Wert, für andere eher nachrangige Bedeutung. Der übergreifende Bezug auf Gender ermöglicht es nun, diese Bedeutungen nicht als vorab fixierte Positionen zu

begreifen, sondern auch diese Vor- oder Nachrangigkeit zu untersuchen. So wird nicht zuletzt vermieden, dass die einen dabei bleiben und die anderen gehen. Auch das unterscheidet Transdisziplinarität von anderen Praxen der Zusammenarbeit.

Transdisziplinarität beruht auf und erzeugt also die angedeutete transdisziplinäre Kompetenz. Wer so arbeiten will, muss die beschriebenen Schritte gehen, und das setzt mit der gemeinsamen Arbeit in der Vielfalt der Unterschiede viel voraus. Gefordert ist neben der soliden Reflexion des eigenen Tuns die Offenheit dafür, den eigenen Zugang auch permanent zu hinterfragen und auch von „Fachfremden“ hinterfragen zu lassen.⁹ In Frage stehen der Status des eigenen Wissens, die Partikularität der eigenen Herangehensweise, die Relativität der eigenen Erkenntnis. Das mag noch machbar klingen und gehört für viele zum Selbstverständnis wissenschaftlicher Arbeit. Gefordert ist allerdings auch die Bereitschaft, Antworten zu ertragen, die die eigene Position nicht nur relativieren, sondern ernsthaft fragwürdig oder in sich problematisch erscheinen lassen. Das wird schon schwieriger. Damit stehen oft auch der eigene Status oder die Reputation im Feld auf dem Spiel. Eine Besonderheit der Geschlechterstudien könnte es sein, dass Reputation dann weniger an disziplinärer Stärke und Beharrlichkeit und mehr an der Bereitschaft zu kritischer Reflexion und an Bescheidenheit und Vorsicht im Umgang mit dem anderen Wissen gemessen wird.¹⁰ Insofern die historisch gewachsene, heute theoretisch unterfütterte Haltung der Wissenschaftskritik für die Geschlechterstudien konstitutiv ist, ist eben gerade diese Bereitschaft zentral (Baer in ZtG 2004: 119).

Transdisziplinäre Kompetenz stellt also die Anforderung auf, die eigene Arbeit bezüglich der Stärken und Schwächen relativieren zu können, obwohl sie insbesondere als disziplinäre Arbeit auch Orientierung, Identifikation und

⁹ Nach Hadomod Bußmann und Renate Hof hat die Einsicht um die Konstruiertheit der Kategorie Geschlecht „weitreichende Implikationen, die den etablierten Themenkatalog einzelner Wissenschaftsbereiche ebenso betreffen wie ihre methodischen Ansätze“, dies. (Hrsg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart 1995, vii. Problematisch erscheint allerdings der ausdrücklich als interdisziplinär gekennzeichnete (xi) Beitrag von Elisabeth Bronfen (408ff.), denn sie bezieht zunächst politisch-soziale Deutungen ein (422ff.), lässt sie aber in der Darstellung der feministischen Intervention tendenziell wieder herausfallen (428ff.). Zur Wirkung der Kategorie Geschlecht auf Disziplinen Braunmühl, Claudia von (Hrsg.), Der blockierte Dialog. Zur Rezeption feministischer Theorie-Impulse im Wissenschaftsbetrieb, Berlin 1999.

¹⁰ Sobald hier allerdings Statusfragen die Reputationsfragen prägen, wird ein solch produktiver Umgang mit Selbstkritik eher selten.

Ressourcen liefert. Prägend ist die Anforderung, disziplinäre Unterschiede kritisch differenziert *und* produktiv wahrzunehmen. Methoden, Fragestellungen und Themen müssen sowohl in ihrer disziplinären Wertigkeit verstanden als auch im transdisziplinären Gespräch kritisch beleuchtet werden, ohne sie schlicht abzulehnen.¹¹ Das beste Beispiel dafür ist eben der bislang weithin unzureichende Umgang mit „sex“ und „gender“ oder, weniger angloamerikanisch, der Umgang etablierter geistes- und sozialwissenschaftlicher Geschlechterstudien mit Erkenntnissen aus der medizinischen Grundlagenforschung, die biochemische oder genetische Geschlechtsmerkmale nachweisen. Wer diese unter Hinweis auf möglichen Essentialismus oder Biologismus verwirft, verschließt sich den Fragen der Biologie und einer geschlechtertheoretischen Reflexion derselben (deutlich Palm in ZtG 2004; offener auch Maihofer 1994). Ähnliches geschieht im Umgang mit der Kategorisierung *race* oder „Rasse“, wenn jede empirisch orientierte Frage nach ihr bereits als unzulässig disqualifiziert wird. Es ist notwendig, zu fragen, warum wer wie danach fragt, denn das gehört zu den geschilderten Schritten transdisziplinärer Arbeit. Es ist aber nicht produktiv, die Frage per se als unzulässig zu deuten. Transdisziplinäre Kompetenz lebt also von disziplinärem Respekt im wechselseitig kritischen Gespräch.

4. Grenzen der Transdisziplinarität

Die Beispiele der schwierigen Debatten um die Kategorisierungen „Rasse“ und auch den Status von „Geschlecht“ zeigen, dass derzeit nicht selten Fragen und manchmal auch ganze Disziplinen als den Gender Studies nicht zugehörig gekennzeichnet werden. Gibt es also Dinge, die nicht dazu gehören? Und wenn es richtig ist, dass Geschlechterstudien die Transdisziplinarität kennzeichnet und nicht allein der Bezug auf Gender – gibt es dann Disziplinen, in denen Gender keine Rolle spielt, oder für deren Gegenstände und Methoden Gender ohne Belang ist? Wer tanzt nicht mit, oder: wo also liegen die Grenzen der Transdisziplinarität? Ich kenne bislang keine überzeugenden Antworten auf diese Fragen. Daher beschränke ich mich abschließend auf institutionelle

¹¹ Hier geht es um ein Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten und von Inkompatibilitäten, ohne die Wertungen des „falsch“ und „richtig“ zu nutzen, und zwar auch nicht hinsichtlich der an sich wahrheitsorientierten Disziplinen. Wie viel Harmonie ist erforderlich, wie viel Differenz verkraftbar? Weitere Überlegungen müssten einbeziehen, dass verschiedene Formen wissenschaftlicher Arbeit (Lehre, Forschung) hier auch Unterschiedliches fordern.

Grenzen der Transdisziplinarität, die sich auch als Herausforderungen begreifen lassen.

Transdisziplinäre Arbeit stößt in der deutschen Universitätslandschaft auf Schwierigkeiten, aber nicht auf eine Grenze. Zwar behindern die Institutionen in ihrer disziplinären Organisation transdisziplinäre Arbeit weithin, doch lässt sich das überwinden. Die Bemühungen darum nehmen auch zu. So ist transdisziplinäre Kompetenz ja eher gefragt, wenn die Deutsche Forschungsgemeinschaft themenorientierte Arbeit mehrerer Disziplinen fordert, auch wenn das Begutachtungswesen weiter streng disziplinär organisiert ist. Desgleichen fördern Stiftungen, wissenschaftliche Gesellschaften und einige Hochschulen (wenn auch zeitlich begrenzt und vorsichtig) interdisziplinäre Arbeit.

Weiter verträgt sich transdisziplinäre Arbeit bislang schlecht mit Karriereoptionen (Wobbe 2003), doch nehmen Versuche zu, die das erfolgreich riskieren. Hier wird eine Rolle spielen, inwieweit sich Strukturen für wissenschaftlich orientierte Biografien öffnen, die nicht strikt der Stromlinie folgen. Zudem spielt eine Rolle, inwieweit wissenschaftliche Publikationen ermöglicht werden, um transdisziplinäre Forschung zu präsentieren. Bislang liegt hier eine hohe Hürde, denn die disziplinäre Spezialisierung in Zeitschriften und Verlagen trägt als „Tribalisierung“ (Mary E. John) bislang wenig zu einer Öffnung bei. Auch aus diesen Gründen ist der *disciplinary drift*, der Rückfall in die eigene Disziplin (Allen/Kitch 1998: 286), eine ständige Versuchung.

Schließlich muss sich der Kampf um Geltungsansprüche als Kampf um die bessere Deutung der Welt aus dem Paradigma von Sieg oder Niederlage verabschieden. Die Grenze der Transdisziplinarität ist ähnlich wie die Grenze der kommunikativ konstituierten Demokratie erreicht, wenn Diskursteilnehmende nicht mehr produktiv miteinander, sondern destruktiv gegeneinander arbeiten.

5. Eine Schlüsselqualifikation für Wissensgesellschaften

In Gesellschaften, die sich selbst als Wissensgesellschaften¹² erkannt und identifiziert haben, in einer Welt, in der Umgang mit Wissen zu einer entscheidenden Größe geworden ist¹³, und in einer Europäischen Union, die sich als „wissensbasierter“ dynamischer Raum versteht¹⁴, ist die spezifische Formation der Geschlechterstudien, eben deren Transdisziplinarität, dringend erforderlich (ähnlich Mangelsdorf in ZtG 2004: 142). Auch Wissenschaftstheoretiker wie Mittelstraß sehen – trotz anderer Prämissen – Transdisziplinarität als Orientierungswissen (Mittelstraß 1987: 156). Dafür gibt es mehrere Gründe.

Die Bedeutung der Transdisziplinarität heute resultiert zum einen daraus, dass wir wichtige Veränderungen der Wissensarchitekturen beobachten, die sich sowohl auf unsere Ökonomien als auch auf unsere soziale Orientierung (Knorr-Cetina 1998), allgemeiner auf unsere Wahrnehmung von Welt und die Dimension Erfahrung auswirken. Die Debatten um medialisierte (oder Medien-) Kriege sind dafür bestes Beispiel. Wenn wir damit umgehen wollen, müssen wir weit mehr verstehen als ein Fach.

Zudem führt das Bewusstsein von der Bedeutung des Wissens dazu, dass wissenschaftspolitisch schärfere Akzente gesetzt werden. Betont wird neben der internationalen Konkurrenzfähigkeit die Anwendungsorientierung, die auch theoretisches Wissen nun haben soll. Deshalb müssen universitäre Studien nun Berufsausbildungsgehälter und gesellschaftspolitische Relevanz ausweisen. Das wird problematisch, wenn Anwendungsorientierung darauf reduziert wird, Menschen für Berufe fit machen zu müssen, und dahinter eine überholte Vorstellung davon steht, dass sich „Praxis“ kategorial von „Theorie“ unterscheidet, als „tückisches Verhältnis zwischen sozialer Theorie und sozialer

¹² Wissenschaftspolitische Perspektiven dazu finden sich in Heinrich-Böll-Stiftung(Hrsg.): Gut zu Wissen, 2002. Der Begriff wurde von dem Wissenschaftstheoretiker Helmut F. Spinner, Die Wissensordnung, 1994, geprägt; auf Englisch ist von *knowledgeable societies* die Rede. Vgl. auch Willke, Helmut, Systemisches Wissensmanagement, 1998; Stehr, Nico, Moderne Wissensgesellschaften, Aus Politik und Zeitgeschichte B 36/2001 (online). In historischer Perspektive lässt sich zeigen, dass „Wissen“ seit langem ein entscheidendes Element moderner Gesellschaften war; dazu Martin Heidenreich, Die Debatte um die Wissensgesellschaft, www.uni-bamberg.de/sowi/europastudien/erlangen. Debatten konzentrieren sich heute teils auf technische, teils auf ökonomische Aspekte.

¹³ Indiz sind die Existenz der United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (UNESCO) und des International Council for Science (ICSU).

¹⁴ Der Europäische Rat von Lissabon beschloss im März 2000 "das Ziel, die Union zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt zu machen". Die Kommission unterhält eine Wissensgesellschaft-Homepage unter http://europa.eu.int/comm/employment_social/knowledge_society/index_de.html.

Empirie“ (Honegger 1996: 214, i.Ü. Mies 1994; Haraway 1984; Unger 1975). Gerade in der deutschen Tradition werden Universitäten als Einrichtungen der Bildung verstanden, die nicht mit Ausbildung gleichzusetzen ist (Ellwein 1997). In der laufenden Hochschulreform zur Umstellung deutscher Magister auf internationale Bachelor- und Master-Abschlüsse geht es zwar darum, das Qualifikationsprofil einzelner Studiengänge an Universitäten klarer als bisher auszuweisen. Dahinter steht auch das Interesse, universitäre Ausbildungsgänge so zu gestalten, dass sie Menschen wirklich die Möglichkeit geben, sich wissenschaftlich für Berufsfelder zu qualifizieren. Qualifikation und „Anwendungsorientierung“ sind aber in Wissensgesellschaften anders als in agrarischen oder industriellen Kontexten vor allen Dingen mit der Fähigkeit verknüpft, mit Wissen umzugehen: es zu erwerben, einzubauen und auszubauen. Erforderlich ist dann insbesondere, Wissen einschätzen und bewerten zu können. Gerade diese Fähigkeit ist Teil transdisziplinärer Kompetenz, die eben auch deshalb gefragt ist.

Transdisziplinarität gerade der Geschlechterstudien wird auch wichtig, weil in der Wissensgesellschaft bestimmte alte Fragen neu gestellt werden müssen¹⁵: Wie verhält es sich mit der (alten) Chancengleichheit, wenn Wissen zu einer (nun) entscheidenden Ressource wird? Der Gender-Gap im Zugang zu Wissen ist bereits nachgewiesen (TNS Emnid 2004). Welche Geschlechterstereotypen transportiert das Bild der Wissensgesellschaft, das augenscheinlich auf einer Vorstellung von Rationalität fußt? Geschlechterstudien haben gezeigt, dass Rationalität historisch männlich besetzt ist. Hier stellen sich Fragen, die nur transdisziplinär beantwortet werden können.

Zudem müssen sich Wissensgesellschaften darüber klar sein, was nicht gewusst wird und wie damit umzugehen ist. Das illustrieren die Diskussionen um den Umgang mit Risiken und unsicherem Wissen, der zum politischen Alltag gehört. Die Geschlechterforschung hat als transdisziplinäre Forschung vielfach genau solche Fragen bearbeitet, denn sie förderte erst zu Tage, was in Disziplinen aussortiert wurde. So fehlen weithin Auseinandersetzungen mit Hausarbeit in Studien zu Arbeit, zu Familie in einer nicht auf den Sozialfall

¹⁵ S.a. Graduiertenkolleg 2002-2005 an der Universität Zürich und ETH zu "Wissensgesellschaft und Geschlechterbeziehungen". Dort geht es um den Zusammenhang zwischen Wissensgesellschaft und Geschlechterordnung und um die Pluralisierung und Heterogenisierung der Wissenschaftskulturen im Hinblick auf die Frage, wie "männlich" oder "weiblich" definiert werden. Mehr unter <http://www.zuv.unibas.ch/nachwuchs/uni-zuerich.htm#frage>.

Familie reduzierten Politik oder zu *gender*, *race* oder *class* in der Wissenschaftsgeschichte. Insofern ist hier auch nicht irgendeine Transdisziplinarität gefragt, sondern gerade die Frage nach Gender im Kontext weiterer Kategorien erweist sich als übergreifend produktiv (anders Brown 1997; ähnlich Nussbaum 1992). Offen ist die Debatte, ob weitere Kategorien ähnlich produktiv bearbeitet werden können oder sollen und ob ein übergreifender Bezug besser wäre als der jetzige auf „Gender“. Jedenfalls aber lässt sich transdisziplinäre Kompetenz heute mehr denn je als Schlüsselqualifikation begreifen.

Literatur:

- Allen, Judith A./Sally L. Kitch (1998): Disciplined by Disciplines? The Need for an Interdisciplinary Research Mission for Women's Studies. In: *Feminist Studies* 24 (2), S. 275-299.
- Baader, Meike (1998): Transdisziplinarität: Ein überfrachtetes Konzept für einen Studiengang? In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 2 (2), S. 37-?.
- Baer, Susanne (1998): Inexcitable Speech. Zum Verständnis von „Recht“ im postmodernen Feminismus am Beispiel von Judith Butlers „Excitable Speech“. In: Hornscheidt, Antje/Jähnert, Gabriele/Schlichter, Annette (Hrsg.): *Kritische Differenzen – geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 229-252.
- Baer, Susanne (1999): Interdisziplinierung oder Interdisziplinarität? Eine freundliche Provokation. In: *ZIF-Bulletin* 19, S. 77-82.
- Braidotti, Rosi/Vonk, Esther/Wichelen, Sonja van (Hrsg.) (2000): *The Making of European Women's Studies. A Work in Progress Report on Curriculum Development and Related Issues in Gender Education and Research, Vol. II*. Utrecht: ATHENA.
- Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.) (2000): *Gender Studien – Eine Einführung*. Stuttgart; Weimar: Metzler.
- Brown, Wendy (1997): The Impossibility of Women's Studies. In: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 9 (3), S. 79-101.
- Ellwein, Thomas (1997): *Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Wiesbaden: Fourier Verlag.
- Engel, Christoph (2002): Einführung. In: Engel, Christoph/Halfmann, Jost/Schulte, Martin (Hrsg.): *Wissen – Nichtwissen – Unsicheres Wissen*. Baden-Baden: Nomos, S. 11-13.
- Fischer, Ernst Peter (2001): *Die andere Bildung: Was man von den Naturwissenschaften wissen sollte*. München: Ullstein.
- Foucault, Michel (1989): *Die Ordnung der Dinge* (orig. 1966). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Griffin, Gabriele/Braidotti, Rosi (Hrsg.) (2002): *Thinking Differently. A Reader in European Women's Studies*. London; New York: Zed Books.
- Groneberg, Michael (2004): Disziplinarität: inter oder multi? Erfahrungen und die Lehren daraus. In: ZtG (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt Universität zu Berlin) (Hrsg.): *Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen. Dokumentation der gleichnamigen Tagung vom 4.-5. Juli 2003*. Berlin: trafo Verlag, S. 103-104.
- Hahn, Barbara (1991): *Unter falschem Namen: von der schwierigen Autorschaft der Frauen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Haraway, Donna (1984): Lieber Cyborg als Göttin! In: *Argument*, Sonderband 105, S. 66-84.
- Hark, Sabine (1999): Normale Wissenschaft? Frauen- und Geschlechterforschung im Kanon des wissenschaftlichen Wissens. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 3 (1), S. 5-16.
- Hark, Sabine (2001): Diszipliniertes Geschlecht. Konturen von Disziplinarität in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: *Die Philosophin* 12 (23), S. 93-116.
- Hark, Sabine (2004): Die „zweite Schicht“. Begrenzte Möglichkeiten inter- und transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung. In: *ZtG (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt Universität zu Berlin) (Hrsg.): Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen. Dokumentation der gleichnamigen Tagung vom 4.-5. Juli 2003.* Berlin: trafo Verlag, S. 95-98.
- Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hrsg.) (1986): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heinz, Kathrin/Thiessen, Barbara (Hrsg.) (2003): *Feministische Forschung – Nachhaltige Einsprüche.* Opladen: Leske+Budrich.
- Hochschild, Arlie (1989): *The Second Shift.* New York: Avon Books.
- Hof, Renate/Bußmann, Hadumod (Hrsg.) (1995): *Genus: Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften.* Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Honegger, Claudia (1996): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib (orig. 1991).* Frankfurt am Main: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Kahlert, Heike (2001): Transdisziplinarität als Programm: Frauen- und Geschlechterforschung zwischen der Sehnsucht nach Einheit und nomadischer Existenz. In: *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien* 19 (3), S. 3-18.
- Kant, Immanuel (2003): *Der Streit der Fakultäten (orig. 1798).* Berlin: Akademie Verlag.
- Knorr-Cetina, Karin (1998): Sozialität mit Objekten. Soziale Beziehungen in post-traditionalen Wissensgesellschaften. In: *Rammert, Werner (Hrsg.): Technik und Sozialtheorie.* Frankfurt am Main: Campus, S. 83-120.
- Laitko, Hubert (1999): Disziplingeschichte und Disziplinverständnis. In: *Peckhaus, Volker/Thiel, Christian (Hrsg.): Disziplinen im Kontext. Perspektiven der Disziplingeschichtsschreibung.* München: Wilhelm Fink Verlag, S. 21-60.
- Lloyd, Genevieve (1985): *Das Patriarchat der Vernunft: „männlich“ und „weiblich“ in der westlichen Philosophie.* Bielefeld: Daedalus-Verlag.
- Maihofer, Andrea (1994): Geschlecht als Existenzweise. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von „Geschlecht“. In: *Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Politik.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 168-187.
- Metz-Göckel, Sigrid (1993): Frauen in akademischen Berufen. In: *Koppert, Claudia (Hrsg.): Glück, Alltag, Desaster: Über die Zusammenarbeit von Frauen.* Verlagsort: Verlag, S. 128-?.
- Mies, Maria (1984): Methodische Postulate zur Frauenforschung. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 7 (11), S. 7-25.
- Mittelstraß, Jürgen (1987): Die Stunde der Interdisziplinarität. In: *Kocka, Jürgen (Hrsg.): Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 152-158.
- Mittelstraß, Jürgen (1998): *Die Häuser des Wissens: wissenschaftstheoretische Studien.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mittelstraß, Jürgen (2003): *Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit.* Konstanz: Universitätsverlag.

- Nagl-Docekal, Herta (1996): Feministische Vernunftkritik. In: Apel, Karl-Otto/Kettner, Matthias (Hrsg.): Die eine Vernunft und die vielen Rationalitäten. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 166-205.
- Nussbaum, Martha (1992): The Softness of Reason: A Classical Case for Gay Studies. In: The New Republic 207 (3-4) (July 13, 1992), S. 26-35.
- Scheich, Elvira (1996): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg: Hamburger Edition.
- Stäheli, Alexandra/Torra-Mattenklott, Caroline (Hrsg.) (2001): Eine Frage der Disziplin. Zur Institutionalisierung von Gender Studies. Zürich: Uni-Frauenstelle – Gleichstellung von Frau und Mann.
- Stichweh, Rudolf (1994): Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- TNS Emnid: <http://www.nonliner-atlas.de/> (31.01.2005).
- Unger, Roberto Mangabeira (1975): Knowledge and Politics. New York: Free Press.
- Wobbe, Theresa (Hrsg.) (2003): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne: Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- ZtG (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt Universität zu Berlin) (Hrsg.) (2004): Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen. Dokumentation der gleichnamigen Tagung vom 4.-5. Juli 2003. Berlin: trafo Verlag.